



Mittwoch, am 28. Mai 1828.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.  
Verantw. Redacteur: C. G. Lb. Winkler [Lb. Hell.]Das Ideal.  
Novelle, von Friedrich Laun.

1.

Der Regen schlug eben wieder so heftig an, daß Beide, der Graf Moriz von Espenhain und Wolfart, dessen vor Kurzem erst von langen Reisen auf das Stammgut zurückgekehrter Sohn, vom Nachtsche, bei dem sie noch saßen, erschrocken nach den schwimmenden Fenstern ausblickten.

Wie gefällt Dir das Wetter, Wolfart? fragte Graf Moriz.

Es ist nun schon der dritte Tag, lieber Vater, daß ich seine übertriebene Fruchtbarkeit, einem Gefangenen gleich, aus den vier Wänden anstaunen muß. Wahrlich, für solch ein Landleben, selbst in romantischer Gegend wie diese, will ich tausend Mal lieber mit der unfruchtbarsten Steppe von Residenz, wie etwa London oder Paris, vorlieb nehmen. Da findet man wenigstens Zeitvertreib in so trostlosem Wetter, wenn einem endlich die dumpfe Lust im eigenen Hause zum Ekel wird. Hier erst ein stundenlanges Fahren, wobei die armen Pferde umkommen möchten, und langt man endlich auch bei einem besfreundeten Gutsherrn an, so ist die Langweile, die einem für Unterhaltung angerechnet wird, gewöhnlich schlecht organisiert und der vierte Mann zum Boston oder Whist nicht aufzutreiben.

Der ältere Graf zuckte die Achseln und sprach: Glaubst Du nicht, daß mich das hiesige Leben während Deiner mehrjährigen Abwesenheit doppelt drücken mußte, da ich ganz allein war? Wie in jetziger Zeit so viele Menschen auf sogenannte Taschenbibliotheken ihr Augenmerk richten, so sollte jeder in unserer ländlichen Sphäre sich gleichsam eine Taschenwelt zulegen, eine Art von Hausapotheke, zu der in Krankheiten, wie der so anhaltende Regen ist, Zuflucht genommen werden. Als Deine Mutter und Geschwister noch hier mit mir lebten, gab es, auch für so düstere Tage, Zeitvertreib genug im Hause. Du hättest dem nachher eingetretenen Mangel durch eine passende Heirath nachhelfen können. Die Lust aber dazu scheint Dir immer noch abzugehen.

Das gerade nicht, lieber Vater; das ganz und gar nicht! möchte ich sagen. Halte ich doch selbst die Ehe für eine recht vernünftige Einrichtung, zu der sich zuletzt eigentlich jeder an Mitteln und Gesundheit nicht ganz Verwahrlosete zu entschließen hätte. Aber Besinnung, das werden sie zugeben, gehört allerdings dazu.

Nur scheinst Du, lieber Wolfart, bis dahin vor Zerstreungen nicht zu dieser Besinnung gekommen zu seyn, und das noch eine Weile so fortbauern zu sollen, wenn ich Deine Erklärungen über den Text richtig verstanden habe. Auch in dieser Hinsicht bist Du Dein eigener Herr und ich nicht gesonnen, Dich darin zu stören, oder Dir etwa gar meine Ansicht aufdringen zu

wollen. Allein aus vielen Gründen muß ich doch eine baldige Abänderung auf dem Gute wünschen und denke daher, wenn Du, wie ich fast besorge, der Sache zu lange Anstand gäbest, die Ehe auf meine alten Tage selbst noch einmal zu versuchen.

Der Gedanke war dem Sohne zu neu und überraschend, als daß sein Staunen ganz zu unterdrücken gewesen wäre.

Wenigstens — fuhr der ältere Graf fort — ist meine Absicht dabei gewiß die beste für Dich, für mich und auch für die Gutseinwohner. Und daß ich meine Nachforschungen in dieser Hinsicht bereits begonnen habe, will ich Dir sogleich darthun. Kennst Du die verwitwete Baronesse Thurneck auf Rüdenheim?

Wolfart verneinte es.

Oder vielleicht ihre Tochter?

Ich wollte wetten, daß ich weder von der einen, noch von der andern jemals auch nur reden gehört hätte.

Beide sind, den eingezogenen Nachrichten zufolge, die empfehlenswertheften Damen zu Führung eines Hauswesens, dabei musterhaft in ihren Sitten. Der Witwe erinnere ich mich noch aus meiner Jugend her. Wenn sie sich aber auch sehr gut conservirt haben soll, so steht sie mir doch in den Jahren etwas zu hoch. Und ihre Tochter, bei der tritt leider der umgekehrte Fall ein, die ist mir wieder zu jung. Um indes wenigstens zu wissen, wie auch sie aussieht, hat mir der Freund, dem ich diese Angelegenheit vertraute, die Copie eines Miniaturbildes von ihr zu verschaffen gewünscht. Es soll die täuschendste Ähnlichkeit besitzen.

Dabei stand er auf und holte aus seinem Bureau im Nebenzimmer das Portrait, solches dem Sohne zu überreichen.

Wie findest Du das Gesicht?

Es überrascht mich auf eine Weise, daß ich Dir solches gar nicht beschreiben kann, lieber Vater. — Glaubtest Du wohl, daß dieses blonde Haar, diese blauen Augen, gerade diese Form der schwellenden Lippen, diese zarte, von einem Rosenschimmer nur leicht überhauchte Haut, dieser volle und doch dabei so zierliche Wuchs, daß mit einem Worte, Alles das Ideal meiner Wünsche, das Bild ist, welches ich schon lange aufsuchte im Leben und es jemals zu finden immer mehr verzweifelte.

Das gehört — versetzte der Vater — unter die offenbaren Schikanen des Schicksals; allenthalben suchtest Du nach einer Gestalt, die ich ganz ohne zu suchen gefunden habe.

Immer von Neuem kehrte das Auge des jungen Grafen auf das neben seinem Teller liegende Portrait zurück.

Nach dem inzwischen mit vieler Zerstreuung von ihm eingenommenen Kaffee, sagte endlich der Vater: Verstehe ich Dein ganzes Leben recht, so möchtest Du wohl Dein Ideal in jedem andern Verhältnisse lieber, denn als Deine Stiefmutter wieder finden, und das kann mir nicht anders als höchst unwillkommen seyn. Daher will ich Dir einen Vorschlag thun. Um das Ideal einer Gestalt war es mir bei meiner zweiten Ehe keinesweges zu thun, aber wohl um eine recht musterhafte Hausfrau. Zwischen zweien, Mutter und Tochter, innewohnend, dünkte die eine mich zu alt, die andere zu jung. Wenn Dir vielleicht die Tochter gerade recht seyn sollte, so — —

Mein Vater! rief der Sohn in einem Erstaunen aus, dessen Freude von dem Zweifel, ob es auch wirklich Ernst wäre, niedergehalten wurde.

Ja, ja! — fuhr der ältere Graf fort — Mein Hauptzweck, eine Frau in's Haus zu erhalten, ist erfüllt, auch wenn Du, statt meiner, sie hineinführest und ich bin bereit, sie Dir abzutreten. Abzutreten! Als ob ich schon irgend ein Versprechen von ihr, oder ein Recht auf sie erhalten hätte. Nichts weniger als das. Weder mit ihr, noch mit ihrer Mutter ist von meiner Absicht noch die Rede gewesen, auch droht Deiner Jugend viel weniger, als meinen vorgerückten Jahren eine abschlägige Antwort. Uebrigens wirst auch Du wohl kein solcher Sklave der äußern Schönheit irgend einer Frau seyn, um darüber das Wesentliche, was noch außer Charakter und Vorzügen und Häuslichkeit zu berücksichtigen ist, den Umstand nämlich, ob ihre Individualität und ihr ganzes Wesen Deinen Wünschen zusagen möchte, zu vergessen. Zu diesem Zwecke aber bedarf es vor Allem der persönlichen Bekanntschaft. Mutter und Tochter, weiß ich, sind Willens, einen Theil des Sommers in Dresden zuzubringen. Daher dachte ich, mich auch dahin zu begeben, um ihren Umgang zu suchen. Mache Du nunmehr meinen Stellvertreter.

Graf Wolfart nicht satt werdend des, wie auf Bestellung seiner Neigung gefertigten Portraits, fühlte sich in eine so seltsame, freudige Stimmung versetzt, daß er das böse Wetter ganz zu vergessen anfing. Das Zusammentreffen mit dem Urbilde des reizenden Gemäldes beschäftigte im Voraus seine Gedanken überaus angenehm. Den heitern Himmel dieses schönen Anblicks trübte allerdings dann und wann die

Besorgniß, daß solch ein ausgezeichnetes Wesen jeden Moment in Gefahr schwebte, irgend einem andern Kapfer auf dem segelreichen Meere der Liebe in die Hände zu fallen. Allein eine gewisse Zuversicht, daß diese, nach all' seinen Wünschen geformte Gestalt der Himmel auch für ihn aufheben werde, half ihm gewöhnlich recht bald über diese Besorgniß hinaus.

Des Landlebens durch die unfreundliche Witterung herzlich überdrüssig, beschloß er, schon am folgenden Morgen die Reise nach Dresden anzutreten, ob schon sein Vater ihm sagte, daß er vor der Hand für seinen Zweck wohl noch zu früh kommen werde.

Besser, als zu spät! — erwiederte der junge Mann — Du wirst schon so gütig seyn, mir Kunde von ihrer dortigen Wohnung in den Gasthof zur Stadt Wien zukommen zu lassen, wo ich zunächst meine Residenz aufzuschlagen Willens bin.

2.

Mit innigem Behagen blickte Graf Wolfart am folgenden Morgen, beim lustigen Klange des Posthorns, aus dem Wagen in die durch den Regen der letzten Tage im schönsten kräftigsten Grün an ihm vorüber fliegenden Waldbäume. Wenn ihn etwas verdüstern konnte, so war es das Benehmen seines Vaters. Bei dem von diesem längst schon genährten, sehnlichen Wünschen, eine Schwiegertochter in seinem Hause begrüßen zu können, nahm der gute Vater seinen Enthusiasmus für das Bild und die Unruhe, worein sein Verlangen nach dem Originale ihn versenkte und die ihn so zeitig schon von dem Gute wieder hinwegtrieb, viel zu lau an, als daß Wolfart nicht auf die Vermuthung hätte gerathen sollen, Graf Moritz habe nur mit schwerem Herzen das eigene Streben nach dem Besitze des liebenswürdigen Fräuleins aufgegeben. Noch am Wagen hatte er dem Sohne die Warnung zugeflüstert, sich doch um Gotteswillen nicht durch den Glanz äußerer Schönheit blenden und von der nähern Untersuchung des Wesentlichen, wie er's nannte, abhalten zu lassen. Es prüfe — hatte er hinzugefügt — es prüfe, was sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet, der Wahn ist kurz, die Neugier ist lang! —

Solche Bedenken waren ihm in Heirathangelegenheiten sonst von seinem Vater nicht in den Weg gelegt worden, der wohl wußte, daß das Heirathen ohnehin ein Punkt war, bei dem der junge Herr ge-

wöhnlich allzu viel Bedenken hegte. Auch über dieses Mißvergnügen des Vaters half ihm die Betrachtung der großen Verschiedenheit seiner Jahre mit den Jahren des Fräuleins leicht hinweg.

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft in Dresden reisete Graf Wolfart auf seinem, nach dem Elbstrom hinaussehenden Zimmer im Gasthose zur Stadt Wien mit vier Freunden beim Mittagmahle am Tische sitzend, lustig in der Welt herum. Den einen davon hatte er im Palais-Royal, den andern im Coventgarten, den dritten in der St. Peterkirche und den vierten auf dem Nigi kennen gelernt, und sie, zu seiner großen Freude, in Dresden wiedergefunden. Alle Plätze und Plätzchen, wo er früher mit ihnen sich wohlbefunden, verschönerte die Einbildkraft in der Erinnerung, und der Champagner, der nicht geschont wurde, gab den kleinen Kabinetstücken ein so feuriges, anziehendes Colorit, daß man sich ganz bezaubert davon fühlte.

Kinder! — rief jetzt der Baron Urban aus — jetzt fehlt uns nichts weiter, als die Reisen, auf denen jeder von uns einzeln unsern lieben Wirth kennen lernte, nun noch einmal zusammen mit ihm zu versuchen!

Alle Schwierigkeiten, welche der nüchterne Muth vielleicht dem Vorhaben entgegengestellt hätte, beseitigte die freundliche Gewalt aus den schäumenden Gläsern. Nur gerade der Wirth wollte den Zweck, der ihn das Mal nach Dresden geführt hatte, geltend machen, kam aber schlecht damit an. Zur Philisterei — meinte man einstimmig — sei nach der Rückkehr von der Reise immer noch Zeit genug. Da glaubte denn Wolfart seinen frühern Beruf dazu, durch das Portrait legitimiren zu können, welches er in der Brieftasche bei sich trug. Und wer hätte meinen sollen, daß wirklich diese Schönheit ihm Entschuldigung bei den Reiselustigen erwarb? Wie zuvor vom Durchschwärmen der Welt, waren sie nunmehr von Liebe zu dem interessanten Gesichte so trunken, daß der Graf froh seyn konnte, nicht etwa statt des Bildes das Original in der Nähe zu haben, weil sie insgesammt schwuren, solch einer reizenden Person halber ihre sämtlichen Bedenklichkeiten gegen das frühe Heirathen aufzugeben und er sonach vier Nebenbuhler zugleich würde gehabt haben, von den zwei besonders, ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften wegen, wohl fähig waren, einem Liebenden Unruhe zu erregen. (Fortf. folgt.)

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Darmstadt.

[Fortsetzung.]

Der Kranz des größten Verdienstes gehört der Mad. Krüger-Ashenbrenner als Statira, die Natur hat für diese allgemein rühmlichst bekannte Künstlerin schon viel gethan — Talent, Stimme, Gestalt, Anmuth der Bewegung, lebendiges Gefühl des Schickslichen, des Schönen — bezeichnen sie als einen Liebling der musikalisch-dramatischen Kunst. Doch ohne gründliches Studium, ohne unermüdetes Streben nach hoher Ausbildung und künstlerischer Begeisterung, was wären die Geschenke der Natur? — Eine Statue ohne Leben, eine Blume ohne Geruch. Mad. Krüger vereinigt alle Eigenschaften, es konnte demnach nicht fehlen, daß sie ihr hohes Ziel erreichen mußte, und so geschah es auch. Dem ersten Auftritt bis zur letzten Erscheinung war sie gleich vollkommen — so, daß ihre Darstellung ein ganz abgeschlossenes Kunstwerk genannt zu werden verdient.

Tief verhüllt, gesenkten Hauptes — mit jägerndem Schritte, in Schmerz und Gram versunken schreitet die erhabene Unglückliche in den Tempel ein (Aufz. 1. Scene 8); der Oberpriester spricht den Namen Kassander aus, und aufgeschreckt, von furchtbarem Staunen ergriffen, wiederholt sie den Namen zwei Mal — der Bluthat gedenkend und von Rachegefühl bebend, schreiet sie zu den Göttern. — Sie weigert sich, den Dienst des Altars zu vollziehen — da redet sie Kassander an; ihn hörend, ihn erblickend, tritt sie einige Schritte vor; rasch ist der Schleier vom Gesicht gezogen — die eine Hand drohend erhoben, die andere weit von sich streckend, gleichsam das zu Ungeheure entfernend, den Kopf etwas vorgezogen — die glühenden Augen Fluch und Tod strahlend auf Kassander geheftet, steht sie als Rache-Göttin da! — War diese Einleitung gelungen, so gelang die Steigerung nicht weniger, und die Art, wie sie dem Volke und den Priestern Kassander's Verbrechen verkündigte und ihn der Rache des Vaterlandes übergab, war furchtbar ergreifend. — Einige Schritte zurücktretend, sprach sie die Wörter: Mord — Verrath an seinem Herrn — zugleich hinweisend auf Kassandern, jedoch das Gesicht abgewendet, weiht sie ihn dem Tode, und herab sanken die Arme und erstarrt schien sie dazustehen bis zum Beginnen des Schlußchores, wo sie, tief verhüllt, die Stufen des Altars bestieigt und mit hoch aufgerichteter Gestalt die Götter um Rache anzusehen scheint. Nach einer kleinen Pause wendet der Blick sich unwillkürlich nach Kassandern, und plötzlich erhebt sie beide Hände über die Flamme des Altars — und wie einen Blitz vom Himmel reißend und auf Kassandern hinschleudern, bleibt sie so, ein furchtbares Bild, stehen, bis der Vorhang fällt.

So wie die Geberde schön und bestimmt den Sinn der Handlung ausdrückte, eben so vollkommen war der Gesang-Vortrag. Jedes Wort verstand man. Der Ton blieb auch im höchsten Aufschreien immer Ton, klangvoll, rein, sicher und kraftvoll — es war ein Ganzes, ein Vollendetes. Die Künstlerin hat ihre Stimme so vollkommen ausgebildet und beherrscht sie mit solcher Sicherheit, daß selbst ein, der Sprache, in der sie vorträgt, Nichtkundiger an dem Tone ihrer Stimme den Sinn der Worte verstehen mußte.

Wer sich im ersten Acte dieser Oper als Statira so ankündigt wie Mad. Krüger, der erregt alle Er-

wartung auf die Lösung des weit schwierigeren zweiten Actes, wo eigentlich Statira der Brennpunkt des ganzen musikalischen Gedichtes wird; und doch muß ich Ihnen melden, daß auch die kühnste Erwartung noch übertroffen worden ist. — Das tiefe Leiden der liebenden unglücklichen Gattin — der beklagenswerthen Mutter — der erhabenen Witwe Alexanders — stellte sie mit einer Wahrheit dar, welche alle Herzen zur Theilnahme und zum Mitleid in Anspruch nahmen. Sie verstand die Gegensätze hervorzuheben und wußte mit höchster Würde, mit ruhiger Erhabenheit voll Bewußtseyn ihrer Größe sich dem Oberpriester zu erkennen zu geben; in diesem Geiste sang sie die Worte:

„Statira steht vor Dir, wirf nieder Dich in Staub!“

doch bald raubt das Gefühl ihres Schmerzes, ihres Verlustes die kaum gewonnene Fassung und hingerissen von der Gewalt ihrer Leiden, der Verzweiflung nahe, höhnt sie die Götter, bis sie erschöpft darnieder sinkt. Mad. Krüger hat durch den Vortrag dieser und der folgenden Arie nicht nur die Kraft, den Umfang und die jugendliche Frische und die Ausdauer ihrer Stimme — sondern auch die hohe musikalische Ausbildung mit einer solchen Virtuosität dargethan, die Alle mit Bewunderung erfüllte und das sämtliche Publikum zum lautesten Beifalle hinriß. Die Art, wie sich Mad. Krüger von der Erschöpfung nach und nach erholte, war einer Meisterin der Darstellung würdig; wie überhaupt alle die vielen Uebergänge vom Rache-sinn zum Schmerz, von Wuth zur zärtlichsten Mutterliebe mit einer Wahrheit von ihr bezeichnet wurden, welche die große Sängerin und Darstellerin bewährten. — Nie wird der aus dem tiefsten Innern des Herzens mit dem reinsten Silber-ton vorgetragene Gesang des Duetts mit Olympia:

„Ach, gedenkst Du der Mutter!“ etc.

vergessen werden. Dieser musikalisch-mimischen Künstlerin ist es gelungen, den Vorwurf, welchen man Spontini macht, nur lärmende Musik schreiben zu können, gänzlich zu widerlegen, und das tiefe Gefühl, das in seiner Schöpfung liegt, durch ihren seelenvollen Vortrag zu erweisen.

Das Wiedererkennen ihrer Tochter, das Hinneigen zum Versöhnen, zur Gewährung (im Terzett) von Mitleid und mütterlicher Zärtlichkeit gleichsam umfassen, der mächtigen Stimme der Natur geborchend, war hinreißend; doch furchtbar groß der plötzliche Rücktritt, und mit dem Ausrufe: „Nein, hinweg!“ stand die Rache-erfüllte Königin da — Geberde, Vortrag, Haltung, alles verkündete die unversöhnliche Richter. Mit fester Entschlossenheit ergreift sie die Hand ihrer Tochter und entfernt sie von Kassandern; mit wahren königlichen Ausdrucke gebot sie den aufzürnenden Partheien Ruhe — umfaßte ihre Tochter und entfernte sie vom Schauplatz.

Im dritten Aufzuge dieser Oper hat Statira keine Gelegenheit mehr, Vorzügliches zu leisten, und doch gelang es Mad. Krüger, auch hier einen unvergessbaren Eindruck zu bewirken und zwar durch die imponirendeste Stellung auf dem Triumphwagen, welche zugleich die erhabene Witwe des größten Monarchen der Welt und die versöhnte glückliche Mutter mit einer Hobeit ausdrückte, die von allen Bildnern verewigt zu werden verdiente.

[Der Beschluß folgt.]